**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 4 (1914)

**Heft:** 49

**Artikel:** Wie es an der ostpreussischen Grenze aussieht

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-644435

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 28.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

durchschreiten, sehen wir die Schützengräben kaum; nur zwei Ausguckslöcher verraten, daß hier Menschenhand an der Arbeit gewesen. Die mannstiefen Schützengräben verlaufen in einem großen Bogen; dieser ist in bestimmten Distanzen durch halbkreisförmige Abweichungen unterbrochen. Die dazwischen liegende Erd- oder Felsschicht verhindert, daß die Sprengwirkung der einschlagenden Granaten von einer Abteilung in die andere hinübergreife. (Siehe Skizze.) In der Mitte jeder Abteilung befindet sich ein Unterschlupf, sorgfältig zugedeckt, etwa 6 Soldaten Schutz bietend. Der Soldat steht nicht ganz in der Grabensohle, sondern erhöht auf einem Tritt, so daß er bequem seine Arme am Grabenrand und das Gewehr auf die sorgfältig aufgeschichteten Erdschollen auflegen kann. Das Regenwasser sammelt sich in der Sohle und wird am Ende des Schützengrabens durch besondere Ausläufe abgeleitet. (Siehe Querschnitt.) Einzelne dieser kunstvoll angeordneten Gräben sind mit Holz, Erde und Erdschollen zugedeckt; der Schütze schießt durch kleine, offene Schießlucken.

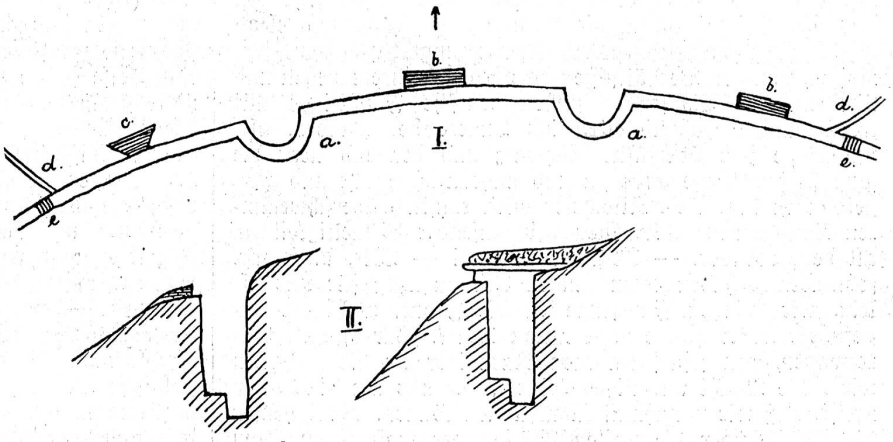
Auf der Rückseite des Hügels sahen wir eingegrabene Stellungen für Maschinengewehre, alle auf eine künstlich ausgehauene, geradlinige Waldlichtung am gegenüberliegenden Berghang gerichtet. Aus einzelnen Schützengräben kann der Soldat sogar nach vor- und rückwärts schießen, wohl in der Annahme, daß der Feind auch über den Bergkamm vordringen könnte. Wir gewannen den Eindruck, daß dieser Punkt, bemannt mit tapferen und zielsicheren Schützen fast uneinnehmbar sei, wenn nicht moderne, schwere Geschütze darauf gerichtet werden.

Von diesem Hügel aus wanderten wir nun den weiteren Schützengräben nach, die sich, dem Bergabhang folgend, von Dorf zu Dorf, viele Kilometer weit erstrecken. Eine kleine Wallfahrtskapelle steht in der Front, ein natürlicher Beobachtungsposten. Uns interessierte ganz besonders eine ins Erdreich gegrabene Artilleriestellung, von der aus man das ganze Gelände beherrscht. Die Stellungen einer weiteren Batterie wiesen alle auf einen Einschnitt in der gegenüberliegenden waldigen Höhe, über welche die Grenze nach dem Elsaß verläuft. Wir freuten uns, konstatieren zu können, daß jeder Versuch, dort einzubrechen, von unseren braven Kanonieren wohlgezielt zurückgewiesen würde.

lohnte. Weithin schweift der Blick in die Ferne, die niedergehende Sonne beleuchtet die Jurahöhen. Da drüben in der Tiefe, ganz nahe, beinahe greifbar, erschien uns die einsame waldreiche Grenze. Darüber hinweg dringt der Blick in das benachbarte Elsaß. — Halt! donnert uns der Wachtposten entgegen. Wir ziehen unsere Ausweise hervor; der Soldat prüft sie mit strenger Miene und gibt sie uns mit einem freundlichen Lächeln zurück. Der eben abgelöste Posten selbst zeigt uns die kunstvoll aufgeführten Artilleriestellungen, den Beobachtungsposten und die Relaisstationen, die dorthin führen. Nur den Hügel, unter dem der Scheinwerfer steht, dürfen wir nicht betreten. Ein in den Boden gelegtes Kabel verbindet den verborgenen Scheinwerfer mit dem Krafterzeuger, einem mit grünen Tannzweigen maskierten Lokomobil. Daneben eine Telephonstation, nicht weit davon eine warme Unterkunftsstätte für die Ablösung. Wie wichtig unserer obersten Heeresleitung diese Höhe ist, beweist der Umstand, daß eine große Straße dorthin im Bau begriffen ist. Und weiter im Osten dehnt sich die befestigte Front aus, wahrlich ein fester Wall gegen den Einbruch in unser Vaterland, komme er von deutscher oder französischer Seite.

Der kurze Novembertag ging zur Neige; nur ungern schieden wir von dieser Stätte, die uns so recht den Eindruck hinterließ: „Lieb' Vaterland magst ruhig sein!" Der durchlebte Tag bestärkte von neuem unser Vertrauen in die oberste Heeresleitung und in die Kraft unseres Heeres. Wir wollen allen unwahren Gerüchten und haltlosen Kritiken an unseren obersten Landesbehörden und der Armeeleitung entgegentreten. Der Soldat im Felde muß volles Vertrauen haben in seine Vorgesetzten und den Glauben daran, daß wir imstande sind, unsere Neutralität, die unseres Landes Schutz ist, auch mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten. E. J.

Ein mühsamer, steilansteigender Weg durch Wald und Weiden führte uns auf den höchsten Bergkamm, einen prächtigen Aussichtspunkt, der die ausgestandenen Mühen reichlich




I. Schützengraben von oben gesehen. a. Schutzvorrichtung gegen Sprengwirkung.
II. Querschnitte durch einen ungedeckten und einen gedeckten Schützengraben.
b. Unterschlupf für die Soldaten. c. Ausguck. d. Wasserablauf. e. Treppe.

# Wie es an der ostpreußischen Grenze aussieht.

**Ein Feldpostbrief vom 17. November 1914.**

Vorbemerkung der Redaktion: Wir haben gute Gründe, unser Blatt den Quellen zu verschließen, die den Tagesblättern, den welschen wie den deutschen, die Spalten mit Stimmungsbildern vom Kriegsschauplatz im Osten und Westen, meist in der Form von Feldpostbriefen, füllen. Fast alle diese Kriegsbilder enthalten Schilderungen von Greueltaten des „Feindes". Prüft man diese Schilderungen näher, so findet man meist daß es sich um Darstellungen von Zweit- und Drittpersonen handelt. Seit dem Dementi in den „Frankfurter Nachrichten" von der Brunnenvergiftungsgeschichte aus Metz gleich bei Beginn des Krieges und seit der aufklärenden Arbeit des Berliner „Vorwärts", der schon Dutzenden der belgischen Greuelnachrichten ein unrühmliches Ende bereitet hat, glauben denkende Menschen diese Zeitungsbarbareien nicht mehr. Sie ärgern sich einfach bloß noch an dem bornierten Unverstand der Zeitungsredaktoren, die solche Nachrichten immer wieder aufnehmen.

Wenn wir hier trotzdem einen Feldbrief abdrucken, so haben wir eine Entschuldigung dafür. Eine Schweizerin stellt ihn uns zur Verfügung. Es ist ihr Sohn, der ihn geschrieben hat. Wenn er nun im Kriegsgebrause vom Deutschtum ergriffen wurde, wer will es ihm verargen? Aber auch in diesem Feldpostbriefe haben wir eine Stelle gefunden, die wir unsern Lesern vorenthalten müssen. Wir glauben sie eben nicht aus den obgenannten Gründen. Der übrige Brief ist so lebensvoll und wahr, daß wir ihn gerne, und wir glauben zum Genuß unserer Leser, veröffentlichen.

Meine Lieben!

Sechs Tage und sechs Nächte, beinahe ununterbrochen auf der Fahrt! Jetzt geht's wieder zurück, durch weite Felder an Dörfern und Städten vorbei nach D., das mir wie ein sicherer Hafen erscheint, fast ein Stück Heimat, nun ich schon so lange dort weile. Habt Ihr wenigstens einige meiner Kartengrüße erhalten? Ich will versuchen, Euch zu erzählen, was ich in der verhältnismäßig kurzen Zeit alles erlebte:

Noch donnern die Kanonen weit oben an der russischen Grenze, unaufhörlich speien sie Tod und Verderben aus den eisernen Schlünden. Seit 3 Tagen wütet die Schlacht bei H., und viele, viele deutsche Verwundete ziehen jetzt mit uns, der Heimat zu, in die Lazarette. — Wüst und elend ist das Bild, das in meiner Erinnerung haftet von den Russen, von den Verhältnissen da oben und ihrem Leben und Treiben. Zu Tausenden ziehen deutsche Flüchtlinge mit ihren ganzen Habseligkeiten ins Innere des Landes, alle Bahnzüge sind überfüllt. Schwarz und dräuend liegt die sonst so fruchtbare Erde da und unheimlich gluckst und gurgelt es in den, viele Kilometer weit, künstlich überschwemmten Landstrecken. Wir fliegen in rasender Schnelligkeit an all dem vorüber. — Militärtransport! — Wir, d. h. nur zehn Mann haben einen langen Eisenbahnzug für uns allein, wir bringen Flugzeuge an die Front, wohl ein ungefährer Wert von einer Million Mark. Im offenen Güterwagen, den scharfgeladenen Karabiner im Arm, halten wir treue Wacht im eisigen Sturm, der uns um die Ohren pfeift, daß wir manchmal kaum atmen können. Laut heulen die Winde über die weiten Flächen der masurischen Seen und gespensterhaft drehn sich die Flügel der einsamen Windmühlen auf der öden Heide; sonst sieht man nichts — nur ab und zu ein paar elende Hütten der Polen, welche mit bleichen, ausgehungerten Gesichtern uns schreckhaft nachstarren. Blitzschnell tauchen die niedern, in die Erde gebauten warmen Strohhütten der deutschen Feldwachen an der Linie auf — grüßend winkt der Posten vor Gewehr und alles ist wieder verschwunden als wär's ein Spuk . . . .

Nach G. kommt wenige Stunden später P., dann T. Acht Minuten Aufenthalt! Rasch gehts nach der Verpflegungsstation vom roten Kreuz für Soldaten, um wenigstens einen Schluck warmen Kaffee und einen Happen Brot zu erhalten — stumpfe, glanzlose Gesichter glotzen uns an, fremdartige Laute treffen das Ohr und ein Durcheinander von Kriegsmaterial, Vorräten, Kanonen, Pferden, Fouragewagen — Menschen, Truppen aller Waffengattungen, Autos — das Auge wird ganz wirr vom Schauen — unglaublich, was hier alles beisammen liegt und steht. Und dies laute geschäftige Treiben! Kommandorufe, Abschiedswinken — Singen und Johlen — gut, wenn man keine empfindlichen Nerven hat, sonst wäre es schlimm. So aber gucken wir uns alles gemütlich an, freuen uns, daß wir es miterleben dürfen, machen ab und zu faule Witze, wie's bei Soldaten gar nicht anders geht. Nur etwas wird mir unbehaglich. Sehen zu müssen, wie diese verwahrlosten Weiber, Männer und Kinder sich so intensiv in den Haaren und hinter den Ohren kratzen — an Hosen und Rücken wird **mit** den Fingern ab und zu geknipst — so daß man eine leise Ahnung bekommt, von all den vielfüßigen Insaßen, die sich hier eingemietet haben. Und unwillkürlich juckt es einem auch. Besonders im IV. Klasse Wartsaal, wo alles aufeinander gepfercht liegt — ein buntes Wirrsal, aber trotzdem sehr interessant in all seiner Fremdartigkeit. Vor jeder Türe steht ein Wachtposten mit aufgepflanztem Bajonett und im Innern alle die Männlein und Weiblein mit ihren angstverzerrten Gesichtern, die wenigen Habseligkeiten bewachend — richtiger gesagt: Lumpen — daneben weißhaarige Mütterchen, denen der Krieg alles genommen. Eine davon, mit besonders sympathischem Gesicht, erzählte mir: „Ja sehen Sie, jetzt gehe ich zu meiner Tochter, die ist verheiratet da unten bei Küstrin. Wir haben einen schönen Hof gehabt, dort oben an der Grenze, 5 Pferde, 12 Kühe, ebensoviele Schweine — Gänse, Enten, Hühner, die schwere Menge, alles gesunde, kräftige Tiere, — da kamen die Russen . . . Die Pferde haben sie gleich fortgeführt, auch die Futtervorräte weggeschafft, die Kühe und Schweine geschlachtet — ich bat und weinte, aber es **half nichts** — und endlich sind sie wieder gegangen. — Dann aber kamen sie zum zweiten Mal, die wilden Kosaken und haben mir alles genommen, nichts als mein armseliges Leben ließen sie mir! Meine Söhne stehn im Feld, der Vater schon lange tot — und nun ist die Heimat verbrannt, noch rauchen die Trümmer meines schönen Hofes . . ." So erzählte das Mütterchen und wankte dann müde nach einer Ecke, wo ich ihr ein Plätzchen frei machte unter all den Tornistern, Mänteln und herumliegenden Patrontaschen, und als ich ihr eine Tasse heißen Kaffee gebracht, den sie behaglich schlürfte, nickte sie hernach ein und vergaß für ein Stündchen all ihr Elend. Neben ihr hatte ein Verwundeter sein müdes Haupt auf den Tisch gelegt und schlief den Schlaf der Erschöpfung. Im nächsten Winkel wimmert ein Kind, nach der Mutter rufend, und neben mir sitzt ein bärtiger Landsturmmann, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, direkt von Warschau kommt er, noch zeigt sein Seitengewehr blutige Spuren, und während er erzählt, wie seine Opfer — vier Russen, die er erstochen — im Sterben noch geschrieen haben, schüttelt ihn das Grauen, man sieht es seinen Augen an, er kann den Anblick nimmermehr vergessen. — Vorn an den Tischen sitzen polnische Bauern, singen eines ihrer wohlklingenden Nationallieder und trinken Schnaps dazu. Und daneben alle die feldgrauen, deutschen Soldaten, eng zusammengeschmiegt, sitzen gemütlich beim Bier und erzählen einander, wie es ihnen ergangen. Fürwahr, beinahe ein Bild des Friedens zu nennen, mitten im Kriegsgetümmel. Aber sie sind alle so müde, daß bald Stille eintritt, die Stimmen klingen gedämpfter und bald erschallen aus den Ecken helle und tiefe Schnarchtöne, so melodisch wie es eben jeder vermag! Ich aber drücke mich sachte zur Türe hinaus mit meiner braunen Felddecke, habe ich doch bei der Bahnhofswache ein wenig Stroh entdeckt und davon mache ich mir ein Lager zurecht und schlafe so fein und tadellos auf dem Erdboden, als hätte ich im Leben noch kein Bett besessen. Und draußen heult unterdessen ein grausiger Sturm, braust über die Ebene und durch alle Ritzen dringt eisige Kälte. — Doch was stört es uns? Wir sind so hundemüde, von dieser nicht endenwollender Fahrt, daß zwei Stunden die Glieder strecken zu können, uns als eine ungeahnte Wonne erscheint, selbst auf dem kalten Erdboden. Dann hieß es wieder: auf, und an die Arbeit! — Nach der altberühmten, mächtigen Festung, unserm Ziel, wo wir sämtliche Flugzeuge abliefern sollen, die wir direkt aus der Fabrik brachten. Zuvor aber muß alles auf Autos verladen werden. Was das für ein Stück Arbeit bedeutet, die Maschinen fertig zu montieren, kriegs- und flugbereit zu machen, das begreift nur, wer mit anfaßt — na, wir schwitzten wie die Bären! Die Wege sind vollständig grundlos — Straßen können sie nicht genannt werden, trotzdem sie sehr breit sind — echt russisch! Unsere Autos versinken derart im Schlamm, daß wir aussteigen müssen und Winden heranholen, um die ganze Geschichte buchstäblich aus dem Dr . . . zu ziehen — aber es ging doch. Es geht überhaupt alles im Krieg; ganz fabelhafte Dinge werden möglich, die zuerst jedem unmöglich erscheinen — sie werden einfach geschafft, weil es sein muß, jeder setzt alles daran, seine letzte Kraft, das ist das große und doch so einfache Geheimnis der deutschen Erfolge — der Siege. Ich muß gestehen, ich habe überhaupt eine gewaltige Achtung bekommen vor diesem Volke, das in seiner Kraft — sogar auch jetzt, in äußerster Gefahr — so mächtig dasteht. Wenn mir im einzelnen auch manches nicht sehr sympathisch ist, man vergißt es über dem Gesamteindruck, besonders wenn man in nähere Fühlung tritt mit Volk und Land und im Laufe der Zeit beides besser kennen lernt, wie es mir ergangen ist.

— — — — — — — — — — —

Die Nacht ist vorbei, der Donner der Räder hat aufgehört, unsere Befehle haben wir pünktlich durchgeführt und können nun wieder zurück. Nun mag es aber für diesmal genug sein und möchte bitten: sendet mir doch bald wieder Nachrichten, denn wer weiß, wie bald ich abermals abkommandiert werde.

Seid alle von Herzen gegrüßt!

Heinrich.